

Elementarbücher, Enzyklopädien und Kinderlogiken

Daß enzyklopädische Lehrbücher auch für Kinder schon verfaßt werden, entspricht der Ansicht der Aufklärung, daß mit dem Unterricht nie zu früh begonnen werden könne. Die Lehrbücher suchen zumeist alle Wissensgebiete zu umfassen. Die vorphilanthropischen Kinderenzyklopädien nehmen häufig die katechetische Form von Frage und Antwort an: Das Wissen erscheint in knapp gefaßten Antworten, die auswendig zu lernen sind. Um die Erweiterung des Gedächtnisses also geht es. Erst die philanthropische Bewegung wendet sich unter dem Einfluß Rousseaus gegen die übertriebene Früh- und Vielwisserei. Zudem kommt es ihr nicht auf die bloße Gedächtnisleistung, sondern auf einen wirklichen Verstehensprozeß bei den Kindern an. Diese Absicht läßt sie zu neuen Vermittlungsformen greifen: Basedows Elementarwerke, das am enzyklopädischen Anspruch festhält, sucht das Prinzip anschaulichen Lernens zu verwirklichen. Zu jedem Abschnitt gehört eine Kupfertafel, die, auf Pappe aufgezo- gen, im Unterricht aufgestellt werden soll. Auch der Text ist aufgelockert und besteht z. T. aus Kindergesprächen und -unterhaltungen. Campes »Selenlehre« ist das klassische Muster einer sokratischen Unterredung, wie sie die Philanthropen sich vorstellen; auch sie arbeitet mit Kupfertafeln. – Ein Abschnitt aus den enzyklopädischen Lehrbüchern erscheint häufig in selbständiger Gestalt: Es ist der über Verstand und Vernunft des Menschen, über seine Erkenntnis- und Empfindungsvermögen. Solcherlei Werke heißen »Seelenlehre« oder »Kinderlogik«. Sie wollen keine bloße Denkschule sein; sie wollen vielmehr die Kinder durchaus an einer kritischen Selbstreflexion des Denkens teilnehmen lassen. – Die Lehrbücher können sich an Kinder im ersten Schulalter oder sogar an noch jüngere richten (Palairret, Thieme), für ältere Kinder gedacht (Los Rios) oder ein steter Begleiter vom Anfangsun-

terricht bis ins akademische Alter sein (Basedow). Ebenso können die Seelenlehren für Kinder (Campe) oder für Jugendliche geschrieben sein (Villaume, Kirsten).

JEAN PALAIRET

Kurzer Inbegrif aller Wissenschaften zum nützlichen Gebrauch eines Kindes von drey bis sechs Jahren. Zweyte Auflage.

(1759)

[3]

Vorbericht.

Was ist wohl erstaunender und zugleich wahrhafter, als die grobe Unwissenheit, in welcher die meisten Kinder leben? Man sehe sie in einer Gesellschaft, wo die bekanntesten Sachen vorkommen; so wird man bemerken, daß sie große Augen machen, und ganz bestürzt scheinen. Warum? Weil sie weder verstehen, was man spricht, noch dasjenige, worauf man in dem Gespräche zielt. Gegenwärtiger Auszug kann sie, wenigstens im Großen, in den Stand setzen, alles dasjenige leicht zu erlernen, was ihnen anfänglich zu wissen am nöthigsten ist, um sich nicht so gar fremde zu bezeigen.

[4] Ich ersuche übrigens diejenigen, welche dieses kleine Werckchen mit einem critischen Auge ansehen könnten, selbiges aus dem Betracht zu schonen, weil ich selbst noch sehr jung, und erst 14 Jahre alt, bin. Mein fleißiges Lesen, wie ich selbst mit Vergnügen sagen kann, hat vieles zu meinem Entschlusse beygetragen, diesen *kurtzen Inbegrif* einem Buchhändler anzubieten, und dadurch die jungen Kinder aus einer albern Unwissenheit zu ziehen, aus welcher sie zu reissen, sich die Eltern selbst nicht die Mühe geben wollen. [...]

[19] *Siebenter Abschnitt.
Fortsetzung der Historie.*

Frage. Welches sind die erhabensten Stufen nach der Königl. Würde?

Antw. Die Churfürsten, sodenn die Ertz-Hertzoze, die Hertzoze, die Marggrafen, die Fürsten, die Grafen, die Marquis, die Freyherren, und endlich die Edelleute.

Frage. Welches sind die Stände, die hierauf unmittelbar folgen?

Antw. Der Bürger, und der Bauer.

Frage. Welcher von diesen Ständen ist in dem gemeinen Leben am nöthigsten?

Antw. Der Bauer.

Frage. Warum?

Antw. Weil er durch seiner Hände Arbeit zu der Nahrung und dem Ueberflusse aller andern Stände beyträgt. [...] [20]

Frage. Was ist eine Republick?

Antw. Eine Regierung, die von verschiedenen Mitgliedern, welche man Senatores heißt, geführt wird.

Frage. Wie viele sind Republicken?

Antw. Sieben.

Frage. Nennt sie noch einmahl.

Antw. Holland, die Schweiz, Venedig, Genev, Genua, Lucca, und Ragusa.

Frage. Welches ist der merckwürdigste Theil der Welt?

Antw. Asien.

Frage. Warum?

Antw. Weil der erste Mensch allda gebohren ist, und weil unser Heyland das große Geheimniß unserer Erlösung daselbst bewirckt hat. [...]

[43] *Sechszehnter Abschnitt.*

Ob es gleich nur wenige und selbst betagte Leute giebt, welchen die Namen der nächsten Anverwandten ihres Souverains bekannt sind; so deucht mir doch, daß es eine Schande sey, solche Sachen gar nicht zu wissen, und eben dadurch bin ich bewogen worden, noch vier Abschnitte davon hier anzuhängen. Ein jeder kann so viel hinzufügen, als ihm beliebt.

Von dem Königl. Hause Preußen.

Frage. Ist der König vermählt?

Antw. Ja.

Frage. Und wie alt ist Er?

Antw. Er wird bald sieben und vierzig Jahre alt seyn.

Es lebe der König hundert Jahre!

Frage. Wie heißt die Königin?

Antw. *Elisabeth Christina*, Printzeßin von Braunschweig-Wolfenbüttel.

Frage. Wie hieß die Königliche Frau Mutter?

Antw. *Sophia Dorothea*, Printzeßin von Hannover.

Frage. Wie viele Brüder hat der König?

Antw. Zwey.

Frage. Nennt sie?

Antw. Printz *Friedrich Heinrich Ludewig*, und Printz *August Ferdinand*. [44]

Frage. Ihr habt den Printzen *von Preussen* vergessen?

Antw. Ja! Weil Er gestorben ist.

Frage. Wie hieß Er? Und wenn starb Er?

Antw. Er hieß *August Wilhelm*, und starb den 12ten Junius im 36sten Jahre seines glorreichen Alters.

Frage. War Er vermählt?

Antw. Ja.

Frage. Wie heißt die Prinzessin von Preussen?

Antw. *Louise Amalia*, Printzeßin von Braunschweig-Wolfenbüttel. [...]

CHARLOTTE MARIE DE LOS RIOS

Das Buch für Kinder, Aus dem Französischen der Mademoiselle Los Rios übersetzt, und mit deutschen Zusätzen vermehrt.

(1773)

[185] *Allgemeine Begriffe, und Beschreibungen der Dinge, wovon Kinder unterrichtet werden sollen. In Fragen und Antworten.*

Von dem, was man zu wissen nöthig hat.

Wovon soll ein Mensch vorzüglich eine Erkenntniß haben?

Vornemlich von dreyerley Dingen. 1. Soll er eine Erkenntniß von sich selbst, 2. von Gott, als seinem Schöpfer, 3. von den Geschöpfen, die dem Menschen zum Besten geschaffen sind, zu erlangen suchen.

Wie lernet der Mensch sich selbst erkennen?

Wenn er nachdenket: 1. Aus was er besteht. 2. Woher er entstanden ist. 3. Warum er in der Welt ist. 4. Wie sein Zustand nach diesem Leben beschaffen seyn wird.

[186] *Wie erlangt der Mensch eine Erkenntniß von Gott?*

Theils aus dem Lichte der Vernunft, theils aus dem Lichte der Offenbarung.

Wo findet er das Licht der Offenbarung?

In der Bibel, oder Heil. Schrift, das ist, in den heiligen Büchern, welche von Gott selbst eingegeben sind.

Wie werden diese Bücher eingetheilt?

In die Bücher des Alten Testaments, oder diejenigen, die vor Christi Geburt durch die Propheten unter Eingebung Gottes

Los Rios: Das Buch für Kinder 165

sind aufgezeichnet worden, und in die Bücher des Neuen Testaments, welche nach Christi Geburt von den Aposteln unter göttlicher Eingebung geschrieben worden sind.

Wodurch bekommt der Mensch eine Erkenntniß von den übrigen Geschöpfen?

Durch die Erfahrung, oder den eigenen Gebrauch der Geschöpfe, durch den Umgang mit gelehrten und andern vernünftigen Leuten, und endlich durch Erlernung der Wissenschaften, welche ihm einen Unterricht von demjenigen geben, was in der Welt ist. [...]

[246] *Von den Gesetzen, besonders von dem Natürlichen.*

Welches Geschöpf ist unter allen das Vorzüglichste?

Der Mensch, weil er nicht nur mit einem Körper, der vor den Thieren viele Vorzüge hat, sondern auch mit einer vernünftigen Seele beschenkt ist.

Wie verhält sich der Mensch seinem Vorzuge gemäß?

Wenn er seine Vernunft recht gebrauchet, und die Pflichten beobachtet, die ihm in den Gesetzen verordnet sind.

Wie vielerley sind die Gesetze?

Dreyerley: Natürliche, göttliche und menschliche Gesetze.

Was heißt man natürliche Gesetze?

Solche Gesetze, die in der Natur des Menschen ihren Grund haben, und durch die bloße Vernunft, ohne eine göttliche Offenbarung, erkannt werden.

[247] *Was treibt den Menschen zu der Beobachtung derselben an?*

Das Gewissen, welches ein Trieb der Natur ist, nach wel-

chem der Mensch über sich selbst ein Urtheil fällt, ob er recht oder unrecht gehandelt hat, und vermöge dessen er im ersten Falle mit sich selbst zufrieden, im andern Falle über sich selbst mißvergnügt ist, und sich für strafbar erkennet.

Welches sind die vornehmsten Naturgesetze?

Die Verehrung Gottes, die Pflicht sich selbst zu erhalten, und die Pflicht seinen Nächsten zu lieben.

Warum ist die Verehrung Gottes ein Naturgesetz?

Weil die Natur den Menschen lehret, denjenigen zu verehren, der ihn erschaffen hat, erhält, und täglich mit Wohlthaten überhäuft.

Wer handelt wider dieses Gesetz?

Diejenigen, die statt des wahren Gottes falsche Götter anbeten, als die Heyden, und die Götzendiener; Ferner die Atheisten oder Gottesläugner, die keinen Gott erkennen wollen; Und endlich diejenigen, die zwar mit dem Munde Gott bekennen, aber einen solchen Lebenswandel führen, als ob kein Gott über ihnen wäre, der von ihnen Rechenschaft fordern könnte.

[248] Was gebietet das Gesetz der Selbsterhaltung dem Menschen?

Daß er seinen Leib mit Speise und Trank ernähret, für seine Kleidung und Wohnung sorget, und Krankheiten abwendet. [...]

[249] Worauf beruht die Pflicht, seinen Nächsten zu lieben?

Hauptsächlich auf der Regel: Was du willst, das dir die Leute thun sollen, das thue ihnen auch, und was du willst, das dir die Leute nicht thun sollen, das sollst du ihnen auch nicht thun.

Wie beweiset man die Liebe gegen den Nächsten?

Wenn man ihm nichts zu Leide thut, sondern vielmehr Gutes erweist.

[250] Wie kann man jemanden etwas zu Leide thun?

Man kann ihm theils an seiner Ehre, theils an seinem Leibe, theils an seinem Haab und Gut Schaden zufügen.

Wie verletzt man seine Ehre?

Wenn man ihm mit Schimpfreden begegnet, oder übel von ihm redet, und ihn bey andern Leuten verächtlich zu machen trachtet.

Wie thut man ihm Schaden an seinem Leibe?

Wenn man ihn schläget, stößet, verwundet, oder gar tödtet, wie die Meuchelmörder.

Wie schadet man ihm an Haab und Gute?

Wenn man ihm das Seine mit Gewalt nimmt, wie die Straßenräuber, Diebe, Mordbrenner, u. s. w. oder mit falscher Waare bevortheilet, oder den Lohn, den er verdienet hat, ihm nicht bezahlet, oder was man ihm abgeborget hat, nicht zu rechter Zeit, und so wie man es bekommen hat, wieder giebt, und endlich wenn man ungerechte Prozesse wider ihn führet. [...]

[253] *Von den menschlichen Gesetzen.*

Was sind menschliche Gesetze?

Diejenigen Gesetze, welche Menschen andern Menschen auflegen.

Wer hat das Recht, solche Gesetze zu geben?

Ein jeder, der das Recht hat andern zu befehlen, als Aeltern für die Kinder, Herrschaften für das Gesinde, besonders aber Fürsten und Obrigkeiten für die Unterthanen.

[254] Wie müssen die menschlichen Gesetze beschaffen seyn?

Sie dürfen den göttlichen Gesetzen nicht widersprechen.

Sind sie denn überall einerley?

Nein, sie sind nach der Verschiedenheit der Länder von mancherley Beschaffenheit.

Was soll denn ihre Hauptabsicht seyn?

Vornemlich, die Wohlfahrt sowohl der ganzen menschlichen Gesellschaft, als auch einzelner Länder und Oerter zu erhalten.

Wie kann man sie überhaupt eintheilen?

In allgemeine Gesetze, welche alle Völker angehen, und insgesamt das allgemeine Völkerrecht genennet werden; Und in besondere, die einen jeden Staat oder Ort besonders verbinden. Ferner auch in geschriebene, und in solche Gesetze, die durch lange Gewohnheit eingeführt sind.

Was ist besonders darinnen enthalten?

Dasjenige, was die Bürger eines Staats gegen den Landesfürsten sowohl, als gegen das Vaterland und ihre Nebenbürger zu beobachten haben.

Was muß der Bürger gegen den Fürsten beobachten?

Er muß ihn gebührend als seinen Oberherrn ehren, und die Abgaben entrichten, die der Fürst zur Wohlfahrt und Sicherheit des Landes ihm abfordert.

[255] Was muß er gegen das Vaterland beobachten?

Er muß dessen Wohlfahrt und Wachsthum befördern, und sich hüten, daß er es nicht an die Feinde verrathe, wodurch er als ein Landesverräter den Todt verdienen würde.

Was soll er gegen seine Nebenbürger in Acht nehmen?

Er soll mit ihnen in Ruhe und Friede leben, und durch seinen Fleiß ihre Vortheile und Bequemlichkeit zu erhalten und zu vermehren sich bemühen. [...]

Des Elementarwerkes Erster Band. Ein geordneter Vorath aller nöthigen Erkenntniß. Zum Unterrichte der Jugend, von Anfang, bis ins academische Alter, Zur Belehrung der Eltern, Schullehrer und Hofmeister, Zum Nutzen eines jeden Lesers, die Erkenntniß zu vervollkommen.

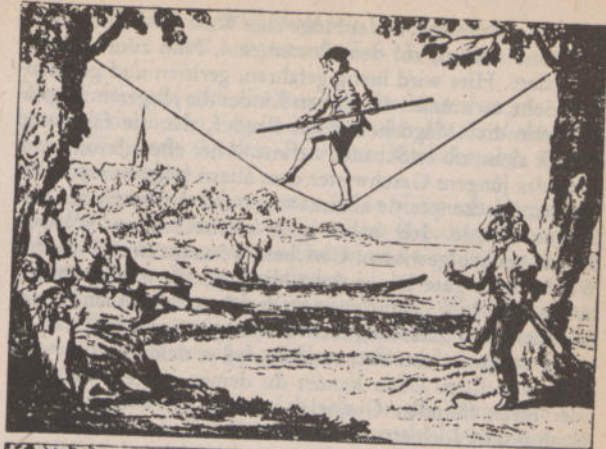
(1774)

Des Elementarwerkes zweytes Buch, für Lehrende und Lernende. Von Mancherley, Besonders von dem Menschen und der Seele.

[131] *Tab. V. Von Spielen und Vergnügungen.*

Diese Jungfern spielen Kegel. Dabey sollten sie nicht so geputzt seyn, und keine so lange Schleppe haben. Der Knabe da bey den Kegeln ist der Aufsetzer. Er scheint sich zu wundern, daß auch Jungfern Kegel spielen. Denn sehr gewöhnlich ist es nicht. Aber das Spiel ist gesund, und befördert die Geschicklichkeit der Glieder. Der Aufsetzer spielt nicht, sondern arbeitet. Er verdient einen Lohn dafür. – Seht in der Mitte drey bewaffnete Knaben, den Trommelschläger, den Grenadier und den Pfeifer. Die Kinder vergnügen sich, im Spielen das nachzumachen, was sie an Erwachsenen sehen, wenn sie auch nicht wissen, warum dieses und jenes zu geschehen pflegt. Der Grenadier hat das Gewehr auf der rechten Schulter. Er muß nicht bemerkt haben, daß man es immer auf der linken trägt. – Sehet, wie dieser mit einem [132] Bogen, der auch eine Armbrüst heißt, nach dem Vogel zielt. Er will denselben durch den Pfeil tödten, welchen die zurückgespannte und hernach losgelassene Seite weg-





schnellt. – Seht dort in der Höhe eine Wase mit Erde, worinnen Aloe wächst, auf dem Postemente. Nun zum zweyten Quartiere. Hier wird lustig gefahren, geritten und geschaukelt. Seht, so müssen die älteren Kinder die jüngeren vergnügen, wie dies Mägdchen ihren Bruder, den sie fährt und zurück sieht, ob er Schaden nehme. Aber eben darum muß auch das jüngere Geschwister dem ältern folgsam seyn. Der auf dem Steckenpferde kömmt weiter, als der Andre auf dem Schaukelpferde. Ich habe euch solche leblose hölzerne Pferde netlich gewiesen. Carlichen, wenn du einmal in einer Woche zehn gute Dinge thust, die Papa für würdig hält, in *das weisse Buch* geschrieben zu werden; so will ich dir ein Schaukelpferd schenken, nicht zu deinem Gebrauch, weil du schon zu groß dazu bist, sondern daß es dein eigen sey, um es zu verleihen. Dann kannst du deinen jüngern Brüdern, oder ihren fremden Gespielen oftmals einen Gefallen dadurch thun. Noch etwas von dem Kinde in der Schaukel. Ihr Kinder sollt euch einander nicht in der Schaukel schwingen. Denn ihr versteht es nicht so zu machen, daß kein Schade geschehe. [...]

[133] Weiter zum vierten Quartier. Glaubet nicht, daß die Kinder da auf dem Tabourett Thee oder Caffee haben. Es ist alles nur Spielzeug. Aber sie verderben doch vielleicht das Tabourett mit Wasser. Alsdann folgt auf Spiel Verdruß. Davor müßt ihr euch hüten, Kinder. – Ey, Mama, da seh ich Kinder mit Puppen spielen. – Richtig, du und alle kleine Mägdchen spielen gern damit. Aber ihr müßt euch gewöhnen, mit den Puppen und mit ihrem Anzuge eben so umzugehen, als ihr seht, daß die Wärterinn mit den kleinen Kindern thut. So werdet ihr bald geschickt, kleiner Kinder, ohne ihre Gefahr, zu warten, sie anzukleiden *und* zu vergnügen, und alsdann könnt ihr den Müttern und Muhmen helfen, wenn sie etwa keine Zeit haben, bey den kleinen Kindern zu bleiben. [...]

[185] *Sinnlichkeit, Wißbegierde, Nachahmung, und Lebenstrieb, Tab. XIII.*

Diese Tafel stellt euch vier Instinkte der Menschen vor, 1) zu gewissen sinnlichen Empfindungen, oder die *Sinnlichkeit*, 2) die *Wißbegierde*, 3) den *Trieb zur Nachahmung*, 4) den *Trieb zum Leben*.

Der eine Knabe auf dem ersten Felde blickt mit Vergnügen nach der Sonne. Der Sinn un-[186]sers Gesichts ist so eingerichtet, daß wir an gewissen Farben und Gestalten mehr, an andern weniger Vergnügen finden.

Drey Knaben hören mit Vergnügen einen Waldhornbläser an. Der Sinn unsers Gehörs ist so eingerichtet, daß uns einige Töne mehr oder weniger gefallen, andre aber sogar unangenehm sind.

Noch ein Knabe bemüht sich sehr, an der hängenden Citrone zu riechen. Der Sinn unsers Geruchs ist so eingerichtet, daß einige Ausdünstungen für uns wohlriechend sind, andre aber stinken.

Der dritte Knabe dort hat grosse Begierde, einen Apfel zu essen, welchen er von dem niederhängenden Aste abreißt. Der Sinn des Geschmacks ist so eingerichtet, daß uns einige Speisen mehr oder weniger wohlschmecken, andre aber einen übeln Geschmack verursachen.

Der Knabe da bey den Dornbüschen hat sich gestochen. Diese Art der Berührung gefällt ihm gar nicht. Er wird sich künftig wohl hüten. Der Sinn des Gefühls ist so eingerichtet, daß uns gewisse Berührungen mehr oder weniger gefallen, andre aber mißfallen oder schmerzhaft sind. Dieses sind lauter Exempel von dem *Instinkte der Sinnlichkeit*. [...]

[190] Betrachtet auf dem dritten Felde den spielenden Lehrer mit der grossen Perücke. Er macht die Gebärden eines Redners, und lehrt laut, daß es alle hören. Der Stuhl ist seine Kanzel, aber um hoch zu stehn, hat er Bücher untergelegt. Wenn diese nur nicht verdorben werden! Kinder mögen

wohl spielen, aber müssen guter Sachen dabey schönen. Seht! wie die andern Kinder, auf Stühlen und Schemeln sitzend, sich stellen, als wenn sie in einem Hörsaal wären, und fleissig Achtung geben. Einer stellt sich gar, als wenn er schon die schöne Schreibkunst verstünde.

Ahmt die Alten und grössern Kinder nicht nach in solchen Handlungen, von welchen ihr hört, daß sie fehlerhaft sind, oder sich wenigstens für euch nicht schicken. Es ist lieblos, jemanden nachzuahmen, um seiner zu spotten, oder um zu zeigen, welche unangenehme Leibesgebrehen er habe.

[191] Ihr kennt nun schon drey menschliche Instinkte, die Sinnlichkeit, die Wißbegierde und den Trieb zur Nachahmung. [...]

[193] *Vorerinnerung an Kinderfreunde.*

Nicht wenigen Eltern, Hofmeistern und Hofmeisterinnen, und überhaupt Lesern und Beurtheilern, wird es mißfallen, folgende Abschnitte von dem Ursprunge des M--- in dem Elementarbucho zu finden. Daß bey einigen tausend Familien der Beyfall und der Gebrauch dieses Buches dadurch verhindert werde, kann ich aus der verfeinerten Scheintugend unserer Zeiten, aus dem Ueberbleibsel der uralten Unwissenheit in der Erziehungskunst und in der Bildung des menschlichen Verstandes und Herzens, ferner aus dem steifen Sinne gewisser Stände, die am meisten um Rath gefragt werden, wie auch aus den schon eingezogenen Erfahrungen als gewiß voraussetzen. Also habe ich folgende Abschnitte nicht aus Eigennutz und Eitelkeit, nach mancher empfangenen Warnung, sondern darum in dieser neuen Ausgabe stehen lassen, [194] weil mein Gewissen die wichtigen Gründe, welche in *des Methodenbuchs Hauptstücke* von der *Erziehung No. 9.* angetroffen werden, noch immer wahr und wichtig findet. Und ich schäme mich fast vor mir selbst, daß

ich mich durch Zureden habe bewegen lassen, viele Wörter nur zu punctiren, und dadurch das Ganze der Jugend unverständlich zu machen. [...]

[196] *Vom Ursprunge des menschlichen Lebens durch den Geschl...tr...*

Ein jeder erwachsener Mensch war ein Säugling, und vorher aus dem L... seiner Mutter geb..., woselbst sein Leib 9 Monate nach und nach angewachsen ist. Während dieser Monate, nach deren Endigung, (wenn seltnen Zufälle keine Veränderung wirken,) eine Frau ein K... geb.. wird, heißt sie schw... Bey dem Anfange der Schw... (dieses weist man durch die Anatomie) ist der Embryo, woraus nach und nach ein menschlicher Leib anwächst, so klein, und wie es scheint, so ungeformt, daß man sich sehr wundern muß, wie der Leib eines Kindes daraus wird, der nach wenigen Monaten schon alle menschliche Glieder und sinnliche Werkzeuge hat.

So lange der Embryo in dem L... der M... ist, wird er ohne andre Nahrung durch das Blut der M... genährt, welches mittelst der N.-S. in den Leib des Embryons kömmt; und daselbst die nährenden Theile abgiebt, daß er erhalten werde und wachsen könne.

[197] Die Geb... des Kindes aber geschieht mit grossen Schmerzen der M..., die davon krank wird. In der Geb..., und in der darauf folgenden Krankheit verlieren manche Mütter ihr Leben. Alles dieses ist höchst merkwürdig und sehr wunderbar*.

Es wird aber kein Weibsen sch... ohne von einem M... mit einer solchen Vertraulichkeit berührt zu werden, welche sonst beyden Geschlechtern höchst schändlich ist, aber bey Ehefreund und Ehefreundinn erlaubt und lobenswürdig

* Anmerk. Das Folgende kann, wenn man will, später hinzugefügt werden. Nicht ich konnte es trennen.

wird. Es sind aber Ehefreund und Ehefreundinn zwey Personen, die schon Kinder ernähren und erziehen können, und von welchen es öffentlich bekannt ist, daß sie beyderseits bey einander Lebenslang bleiben, gemeinschaftlich Kinder haben, und für derselben Leben und Bestes sorgen wollen. Eine *Jungfrau* ist eine solche, die niemals mit einem Mannsen den vertraulichsten Umgang gehabt; und ein *Junggeselle* ein solcher, der ihn mit keinem Weibsen gehabt hat. Der V... eines K... ist derjenige Mann, der mit seiner M... dasselbe erzeugt hat, d. i. durch dessen vertraulichsten Umgang sie in den Zustand derjenigen Sch...schaft kam, welche sich mit [198] der Geb... dieses K... endigte. Ein *Verlobter* und eine *Verlobte* heissen diejenigen, von denen es öffentlich bekannt ist, daß sie Ehefreunde werden nicht nur wollen, sondern auch dürfen. Die *Hochzeit* ist der Tag, woran öffentlich erklärt wird, daß sie nach demselben Eheleute sind. Wenn einer der Ehefreunde stirbt; so heißt der eine ein *Wittwer*, oder die andre eine *Wittwe*. [...]

[212] *Von der Neigung der Geschlechter.*

Wenn ein junger Mann Erfahrung und Weisheit genug hat, der Ehefreund einer Frau, und der Vater von Kindern zu seyn, und wenn er mit seiner Arbeit eine Familie nähren kann: so ist es *Zeit*, daß er sich eine Freundin zu seiner Braut aussuche, die er vorzüglich liebt, von welcher er vorzüglich geliebt wird, und welche seine Ehefrau werden will, um mit ihm Kinder zu zeugen und zur Tugend und Glückseligkeit zu erziehn. Es ist Sorge und Beschwerlichkeit mit diesem Stande verbunden, aber sie wird ersetzt durch das Vergnügen der vollkommensten Freundschaft. Auch hat ein Geschlecht zum andern eine natürliche Neigung, so daß die Meisten wünschen, mit einer Person des andern Geschlechts gemeinschaftlich zu leben und Kinder zu zeugen. Aber wer diese Neigung ausübt, ohne Geschicklichkeit und Vorsatz,

ein Ehemann oder eine Ehefrau, ein Hausvater oder eine Hausmutter zu werden, der macht sich und Andern einen unsäglichen Kummer. Dieses Laster ist *Unkeuschheit* oder *Unzucht*, und verderbt mehrentheils die Glückseligkeit des ganzen Lebens. Höchst glücklich hingegen ist die Liebe der Eheleute. [...]

[293] *Von den verschiedenen Altern.*

Die Kindheit (etwa bis ins 10te Jahr) ist anfangs gänzlich, hernach etwas weniger unerfahren, und an sich selbst hilflos. Ihr größtes Vergnügen ist Liebe und Lob von den Eltern und andern Erwachsenen, die mit den Kindern umgehen; ferner die Erfahrung, daß sie täglich grösser, [294] stärker, erfahrener, klüger und den Alten ähnlicher werden, indem sie nach und nach lesen, schreiben und arbeiten lernen; drittens häufige Bewegung besonders in Spielen, oder in Nachahmung der Alten; endlich Essen und Trinken.

Die erste Jugend, vom 10ten bis ins 16te Jahr, ist viel erfahrener als die Kindheit, aber in Vergleichung mit den Alten noch unerfahren, leichtsinnig und unbedachtsam. Wenn also die erste Kindheit und erste Jugend nicht Eltern und Vorgesetzte hätten, denen sie gehorchen müßten, und die ihnen gern Belehrung und Rath mittheilten: so würden sie sich in mancherley Unglück stürzen, und niemals kluge, lobenswürdige und zufriedne Menschen werden. Viele ihrer Vergnügungen sind den Belustigungen der Kindheit ähnlich. Aber von Tage zu Tage wird ihr Verlangen grösser, sich von der Kindheit zu unterscheiden und den Alten ähnlicher zu werden.

Die zweyte Jugend vom 16ten bis ins 20 oder 24 Jahr fühlet vorzügliche Kräfte, hegt mancherley abwechselnde Hoffnungen, unter den Menschen Vorzüge zu erlangen; viel auszurichten; vornehm, vielbedeutend oder reich zu werden; unternimmt gern Vieles mit Verwegenheit und unbedacht-

samer Ausgabe, um Gebrauch von der grössern Freyheit dieser Jahre zu machen, und sich den Ruhm des Muthes und der Freygebigkeit unter den eben so Unverständigen zu erwerben; endlich trachtet sie nach dem Rechte, sich zu verheirathen, und eine Familie zu stiften. [...]

KARL TRAUOGOTT THIEME

Erste Nahrung für den gesunden Menschenverstand

(1776; dritte, viel verb. Aufl. 1795)

[56] *Von den Gesellschaften und Lebensarten der Menschen.*

Viele Dinge wachsen zwar in, aus und auf der Erde, ohne daß sich die Menschen darum Mühe geben; aber doch nicht so viel, als sie brauchen. Darum müssen sie sie anbauen, einsammeln und zubereiten: und, was Einer nicht selbst erbauen und machen kann, das muß er von Andern kaufen, oder sie bitten, es ihm zu schenken. Alles, was die Menschen dieserhalb thun, heißt *Arbeit*. Die Arbeit wird leichter und geht geschwinder von statten, wenn ein Mensch dem Andern hilft. Darum leben sie nicht einzeln, jeder für sich, sondern in *Gesellschaft*.

Ein Mann lebt bei einer Frau. Diese Verbindung heißt die Ehe, oder der *Ebestand*. Haben [57] sie Kinder und Gesinde, so ist das eine kleine Gesellschaft und heißt eine Familie. Dazu gehören Hausherr, Hausfrau, Kinder, Knechte und Mägde. [...]

[59] Die Leute, welche in den Städten wohnen, nennet man gewöhnlich *Bürger* und ihre Arbeiten [60] heissen *Handwerke* und *Künste*. Sie machen aus den Mineralien, wie auch

aus den Theilen der Pflanzen und Thiere alle die Sachen, welche ich und andere Menschen zur Nothdurft und Bequemlichkeit, wie auch zum Vergnügen des Lebens brauchen.

Für unsere Nahrung arbeiten der Müller, der Becker, der Fleischer, der Brauer, der Essigsieder, der Brandweinbrenner, der Salzsieder, der Zuckersieder, der Koch oder die Köchinn. [...]

[62] Einige Leute schaffen die Sache herzu, die bei uns nicht wachsen oder nicht gemacht werden und verkaufen sie hernach denen, die sie brauchen. Wer dieses Geschäft treibt, heißt ein *Kaufmann*, ein Kramer, ein Händler. Kaufen und Verkaufen heißt so viel als Tauschen. – Der Kaufmann giebt mir Etwas und ich gebe dem Kaufmann Etwas anderes dafür. Das, was mir der Kaufmann giebt, heißt Waare: und das, was ich dem Kaufmann gebe, heißt Geld.

Das Geld wird aus Gold, Silber oder Kupfer geprägt und besteht aus runden Stücken, welche auf beiden Seiten ein Zeichen haben und Münzen genennet werden.

Die Waaren werden auf Schiffen oder auch auf Wagen und Karren fortgeschafft. Jenes besorgt der Schiffer, dieses der Fuhrmann und Kärner. An manchen Orten braucht man Lastthiere, um die Waaren fort zu schaffen. Sind es aber leichte Sachen, so kann sie auch ein Bothe tragen.

Wenn viele Waaren zusammen auf einen Platz gebracht und in Buden feil geboten werden; so nennet man das einen Markt: Wochenmarkt, Jahrmarkt, Messe. Eine Waare, wofür man viel Geld bezahlen muß, heißt theuer; wofür man aber wenig giebt, wohlfeil. [...]

[137]

Freiheit: Zwang.

Kind. Ei, siehe doch, Lieber Vater, – einen Vogel! einen Vogel! V. Wo ist der Vogel? K. Hier habe ich ihn, die Köchinn hat mir ihn gegeben. Ich habe eine große Freude

darüber. V. Was willst Du damit machen? K. Ich will damit spielen. V. Ich dächte, Du gäbst ihm lieber seine *Freiheit*. K. Aber, wie soll ich das machen? – ich habe keine Freiheit. – Ach! da fliegt mein Vogel aus der Hand! Geschwind, Sophie, das Fenster zu, daß er nicht hinaus fliegt: – ach! da war er hinaus! – V. Siehe her, da sitzt er gegen über auf dem Dache: er ist munter und lustig und freuet sich darüber, daß er wieder in Freiheit ist. K. Lieber Vater, ist denn dort die Freiheit, wo der Vogel sitzt? V. Nein! mein Kind; aber, der Vogel kann nun fliegen, wohin er will, und das heißt Freiheit. Da Du ihn aber in der Hand hieltest, konnte er nicht fliegen, wohin er wollte: denn Du hieltest ihn, und das heißt man *Zwang*. K. Aber, Lieber Vater, er flog ja doch fort, wenn ich ihn gleich in der Hand hielt. V. Das macht, weil *Du* ihn nicht fest genug hieltest: Darum machte er sich los und suchte seine Freiheit: denn, diese ist ihm lieber. K. Warum ist sie ihm denn lieber? V. Wenn ist Dir besser: wenn Du beständig hier in der Stube eingesperrt bist, [138] und niemals heraus darfst; oder, wenn Du kannst gehen wohin Du willst? K. Wenn ich kann gehen, wohin ich will. V. Welches willst Du lieber – daß Dich Jemand nöthigt beständig Etwas zu thun, was Du nicht gern thust: oder, daß Dir erlaubt wird zu machen, was Du willst? K. Daß ich darf machen, was ich will. V. Wenn wir mit einander auf den Wiesen spazieren gehen: bist Du vergnügter, wenn ich Dich beständig an der Hand führe? – oder, wenn Du laufen kannst, wohin Du willst? K. Wenn ich laufen kann, wohin ich will. V. Nun siehe, wenn man thun und lassen kann, was man will, so ist man in Freiheit. Wenn man aber durchaus Nichts anders thun darf, als, was andere Leute befehlen; wenn man sich nicht eher rühren oder bewegen darf, als, bis es andere Leute erlauben; so heißt man es *Zwang*. So wie Dir nun die Freiheit lieber ist als der *Zwang*; so ist sie es auch dem Vogel und jedem Thiere und jedem Menschen. [...]

[177]

Aussprache.

Kind. Lieber Vater, ist denn das recht, wenn man spricht: *Köft'r keene Bâsen?* V. Wer hat denn so gesagt? K. Ein Bauer rufte so zur Thüre herein. V. Das muß man solchen Leu-[178]ten nicht übel nehmen: denn, sie haben es nicht besser gelernt. Damit Du aber besser sollst reden lernen, so bekommst Du ordentlichen Unterricht in der reinen *Aussprache*. K. Was ist denn das: die *Aussprache*? V. Das ist die Art seine Töne und Worte auszusprechen. Du wirst also gemerkt haben, daß die Bauern auf dem Dorfe und auch manche Leute in der Stadt ganz anders sprechen als wir. K. Ja! Lieber Vater, das habe ich gemerkt. Denn, da Du einmal einen Bauer fragtest: wie viel er für seinen Ochsen gegeben hätte? so sagte er: *Sibben Toler*: und die Frau Muhme hatte einmal eine Magd, die sagte immer: sie wollte *Fâffer un Soalz us'n Tisch setzen*. V. Sprichst Du denn nicht auch so? K. Nein! Lieber Vater, ich spreche Pfeffer und Salz. V. Und anstatt *Sibben Toler*? K. Spreche ich *Sieben Thaler*. V. Nun siehe, das kommt daher, weil Du die reine *Aussprache* gelernt hast. Wärest Du aber, so lange Du lebst, nur immer bei Bauern gewesen; so würdest Du Dich auch an ihre grobe *Aussprache* gewöhnt haben. Du wirst am besten thun, wenn Du die Worte allezeit so aussprichst, wie Du sie mich und Herr Ernten sprechen hörst. [...]

JOACHIM HEINRICH CAMPE

Kleine Selenlehre für Kinder

(1780)

[19] Eine Gesellschaft kleiner Menschen, die schon vor Jahr und Tag eben das von ihrer Seele gehört hatten, was *Lotte*, die Jüngste unter ihnen, in den *Gesprächen mit ihrer Mutter* lernte, war oft sehr begierig, noch mehr davon zu hören. Der Vater hatte ihnen auch zuweilen den Gefallen gethan, ihnen bald dieses, bald jenes davon zu erzählen, so wie die Gelegenheit es eben mit sich brachte. Aber das war ihnen immer noch zu wenig. Sie wolten gar zu gern ihre und an-[20]derer Menschen Selen noch etwas besser kennen lernen, und des Fragens war daher kein Ende.

Da sagte endlich der Vater: »Nun, Kinder, weil ihr denn so sehr verlangt, mit eurer Seele, oder, welches einerlei ist, mit *euch* selbst bekanter zu werden: so sol es mir auf ein Duzend halbe Stunden, die wir dazu nöthig haben werden, eben nicht ankommen. Aber das sage ich euch voraus, es wird viel, viel Aufmerksamkeit erfordert werden, wenn ihr alles so recht verstehen und begreifen wolt.«

Kinder. O wir wollen so stille sein, wie ein Mäuschen; Vater sol nur sehn!

Vater. Wohl dan! – Nichts hält uns ab, jezt gleich anzufangen. Lagert euch! [...]

[Die Seele]

[21] So viel, meine Lieben, habt ihr doch alle wohl schon längst gewußt, daß nicht dieser unser Leib, sondern vielmehr unsere Seele es sei, die da lebt und *thut* alles, was wir vornehmen; nicht?

Johannes. O ja! – Wenn die Seele aus dem Leibe heraus ist,

so liegt er ja da, als ein Klumpen Fleisch, und kan sich gar nicht mehr bewegen.

Vater. Ganz recht; aber wie werden wir es denn nun wohl anfangen, um die Seele, die in diesem Leibe verborgen ist, kennen zu lernen? – Wie? wenn einer von euch so gut sein wolte, sich den Leib vom Kopf bis zu den Füßen aufschneiden zu lassen, damit wir Andern hinein [22] sehen und bemerken könten, was für ein Ding seine Seele wohl eigentlich sein mag?

Alle. Ei, großen Dank! Das Schneiden thut weh.

Diderich. Ja, und was würd' es uns auch helfen? Die Seele kriegten wir ja doch nicht zu sehen! Die kan ja nicht gesehen werden.

Vater. Woher weißt du denn das so zuverlässig?

Diderich. Sind nicht oft Leute dabei gewesen, wenn einer starb, oder wenn einem der Kopf mitten entzwei gehauen wurde? Na, da ging doch die Seele des Menschen heraus aus dem Körper: aber hat sie wohl jemahls einer gesehen?

Vater. Hast Recht, Diderich! Das beweiset freilich wohl, daß man die Seele mit Augen nicht [23] sehen könne. Aber woher mag denn das wohl kommen, daß man sie mit Augen nicht sehen kan?

Nikolas. Ja, sie muß nicht so wie andere Dinge beschaffen sein! [...]

[31] Vater. Wohlan! so laßt uns denn einmahl versuchen, ob wir unsere Seele nicht etwa auf der That ertappen können, indem sie grade etwas macht. – (Mit leiser Stimme) Seid alle ganz stille, damit wir sie nicht stören. Sch! [32] Sch! – Nun werden wir gleich etwas von ihrer Arbeit zu sehen bekommen. – (Den Hund rufend) *Spadille!* (Er nimt den Hund und setzt ihn auf den Tisch) Da seht ihn alle einmahl recht an! Nun macht alle die Augen fest zu; so! – Und nun versucht einmahl, ob ihr euch Spadillen wohl wieder vorstellen könt, ohne daß ihr die Augen aufmacht. Könt ihr das?

Alle. O ja! O ja! Es ist ordentlich, als wenn wir ihn noch mit Augen sähen.

Vater. Ihr könnt euch also, auch mit verschlossenen Augen, ein Bild von etwas machen, euch etwas vorstellen; nicht?

Alle. Ja das können wir.

Vater. Und wer sind denn die *Wir's*, die das können? Sind es eure Leiber?

[33] Nikolas. Ah! das wird wohl unsere Sele sein, die das thut!

Vater. Und wer könnt' es sonst auch wohl sein? Daß unser Leib für sich selbst nichts zu thun vermöge, wissen wir ja; alles also, was wir thun, das muß ja wohl nothwendig unsere Sele thun. Also auch wenn wir uns etwas vorstellen, wer thut es, unser Leib oder unsere Sele?

Alle. Unsere Sele!

Vater. Nun, Johannes, scheint es dir nun noch so, als wenn unsere Sele gar nichts sei?

Johannes. Nein! Wenn sie etwas thun kan, so muß sie selbst ja auch wohl etwas sein.

Vater. Wenn nun aber jemand wissen wolte, was unsere Sele denn eigentlich sei, was könnten [34] wir, nach dem, was wir jezt von ihr erkant haben, ihm antworten?

Johannes. Die Sele ist ein Ding, das sich etwas vorstellen kan.

Vater. Ein solches Ding pflegen wir eine *Vorstellungskraft* zu nennen.

Johannes. Nun, also ist unsere Sele eine *Vorstellungskraft*. [...]

[Phantasie]

[138] Gotlieb. Vater, was bedeutet denn das Pferd mit Flügeln, das da auf dem Bilde vorgestellt ist?

Vater. Es sol bloß eine Zierde des Ofens sein, auf den man es gesetzt hat.

Gotlieb. Gibt es denn wohl solche geflügelte Pferde?

Vater. Nein! Der Künstler, der es machte, hat sich bloß eingebildet, daß es dergleichen gäbe.

Gotlieb. O kan man sich denn wohl so was einbilden?

Vater. Warum nicht? – Ich kan mir ja einbilden, daß ich dich auf einen Truthan reitend durch die Luft fliegen sehe.

[139] Gotlieb. Ah! das solte mahl schön gehn! – Aber das ist doch nicht wahr?

Vater. Nein! Aber unsere Sele kan sich auch etwas vorstellen, das wirklich nicht ist. Z. E. kanst du dir nicht vorstellen, wie das aussehen würde, wenn ich eine Nase hätte, die von hier bis an die Wand reichte?

Gotlieb. (*lachend.*) O ja!

Vater. Und wilst du wissen, wie man diejenige Kraft unserer Sele nent, womit sie sich solche Vorstellung macht?

Gotlieb. Nu?

Vater. Man nent sie die *Phantasie*, und die wunderbaren Vorstellungen, welche sie sich damit macht, die nent man *Phantasien*.

[140] Gotlieb. Sol ich auch einmahl eine Phantasie machen?

Vater. Immerhin!

Gotlieb. Na, ich bilde mir ein, wie das aussehen würde, wenn der Puterhan eine Perruk mit einem großen Haarbeutel trüge, und wenn er den Hut unterm Flügel und einen Degen an der Seite hätte.

Vater. Das müste eben so närrisch aussehen, als wenn seine Frau, die Truthenne, wie eine Dame frisirt wäre und Pariser Taschen trüge.

Gotlieb. Sieh! da hat Vater ja auch eine Phantasie gemacht.

Vater. Ganz recht; ich habe, so wie du, mir etwas vorgestellt, das wirklich nicht ist. Wißt ihr, welche Leute ihre Phantasie am meisten brauchen?

[141] Alle. Nein!

Vater. Die Dichter, die Mahler und die Bildhauer. – Könt ihr euch nicht gleich an ein Gedicht erinnern, worin eine Phantasie vorkomt?

Johannes. Ach, ja! in dem von unserm *Claudius* – wie heißt es doch? – ich glaube *der Frühling*.

Vater. Nun, was für eine Phantasie ist denn darin enthalten?

Johannes. I, da stellt er sich ja den Frühling als einen Mann vor, der sich mit Blumenkränzen bewunden hat, und dem die Nachtigallen auf den Schultern sitzen.

Vater. Richtig!

Denn er komt mit seiner Freudenschaar,
Heute aus der Morgenröthe Hallen;
Einen Blumenkranz um Brust und Haar
Und auf seiner Schulter Nachtigallen.

[142] Wenn wir künftig in unserer *Kinderbibliothek* lesen, und es komt denn wieder einmahl so eine Phantasie vor, so sagt mir's doch.

Alle. Gut; das wollen wir nicht vergessen.

Gotlieb. Vater, sol ich nun mahl vorsagen?

Vater. Laß sehen, ob du kanst.

Gotlieb. O ja, ich hab's mir wohl gemerkt! – *Unsere Sele hat auch Phantasie*.

Vater. Nun, und was heißt das?

Gotlieb. Ja, sie *kan sich so etwas vorstellen, was nicht ist*.

Vater. Gut! ich hätte kaum geglaubt, daß du mir das so ordentlich sagen könntest. [...]

[*Mitgeföhl*]

[197] Vater. Merkt ihr nun wohl, daß das wieder von Gott komt, daß der unsere Selen so eingerichtet hat, daß sie sich freuen müssen, wenn's andern Menschen wohl [198] geht, und daß sie sich betrüben müssen, wenn ihnen was schlimmes wiederfährt?

Alle. Ja, das ist wahr!

Vater. Seht, Kinder, das nent man den *Instinkt des Mitge-*

föhls, oder der allgemeinen Menschenliebe. Den hat der liebe Gott unser aller Selen deswegen einverleibt, weil er wolte, daß wir alle als Brüder, als Kinder eines Vaters mit einander leben, einander lieben und helfen solten, wo und wie wir könnten. Seht ihr es nun nicht noch einmahl so deutlich ein, daß dieser gute Gott ein Gott der Liebe sein müsse, weil er uns selbst zur Liebe geschaffen hat?

Alle. Ach ja!

Vater. Und begreift ihr nun nicht auch, daß man diesem guten Gott ohnmöglich wohlgefallen [199] könne, wenn man nicht gegen alle Menschen liebe reich und götig ist? [...]

[*Geiz*]

[275] Vater. Hier hab' ich wieder ein Bild; seht es an, und dan möget ihr selbst errathen, an welcher Leidenschaft die Sele des Mannes, der hier vorgestellt ist, krank lieget.

Mathias. Der gräbt ja ein Loch in die Erde!

Gotlieb. Da hat er ja auch einen Kasten neben sich stehen; was mag er denn darinn haben?

[276] Vater. In dem Kasten hat er Geld; und das wil er hier in die Erde graben.

Gotlieb. In die Erde? J, warum denn das?

Vater. Weil er keine Lust hat, es zu etwas Gutem anzuwenden, und weil er ohne Ursache besorgt ist, daß es ihm mögte genommen werden.

Johannes. Ah! ich weiß schon, was der für einen Affekt hat.

Vater. Und was denn für einen?

Johannes. *Den Affekt des Geizes*.

Gotlieb. Fi! ein Geizhals!

[277] Vater. Ja, Kinder; es ist ein Geiziger, den ihr da sehet. – Aber woran erkantest du ihn denn, Johannes?

Johannes. I, daran, daß er das Geld so lieb hat!

Vater. Er hat also eine Begierde, Reichthümer zu erwerben

– Ist denn das nicht recht, wenn man sich etwas zu erwerben, und das, was man erworben hat, hübsch zu Rathe zu halten sucht? Ich meine, das thäten die *Sparsamen* auch, und die Sparsamkeit ist doch gewiß nichts Böses?

Johannes. Ja, aber – man muß doch nicht gar zu gierig nach dem Gelde sein.

Vater. Du meinst also der Unterschied zwischen dem Geizigen und dem Sparsamen bestehe blos [278] darin, daß jener eine gar zu große, dieser eine mäßige Begierde habe, sich etwas zu erwerben?

Johannes. Ja!

Vater. Hast nicht Unrecht; aber ich glaube doch, es giebt noch einen andern Unterscheid zwischen beiden, der noch sichtbarer ist, als dieser. – Wozu wünscht sich denn wohl der Geizige das Geld? Etwa dazu, um es zu seinem und zu anderer Menschen Besten anzuwenden?

Johannes. Der da gewiß nicht! Er gräbt's ja in die Erde.

Vater. Also blos dazu, um es zu *haben*, um es zu *verwahren*, ohne irgend einen guten Gebrauch davon zu machen. – Wozu bemüht sich aber der Sparsame etwas zu erwerben?

[279] Diderich. Um es zu gebrauchen.

Vater. Und wozu?

Diderich. Zu seinem und zu Anderer Besten. [...]

[280] Vater. Könt ihr mir nun sagen, was der Geiz eigentlich sei? Ich wil's gleich aufschreiben. Johannes!

Johannes. *Der Geiz ist eine Begierde nach Reichthümern, nicht um sie gut anzuwenden, sondern blos um sie zu verwahren.* [...]



KARL PHILIPP MORITZ

Versuch einer kleinen praktischen Kinderlogik welche auch zum Theil für Lehrer und Denker geschrieben ist

(1786, 2. Aufl. 1793)

[3] Fritz war ein unordentlicher Knabe. Wenn er sich des Abends auszog, so warf er den einen Schuh unter'n Ofen, den andern setzte er unter's Bette. Das eine Strumpfband steckte in der Rocktasche, und das andere hing unter'm Spiegel. Rock und Weste lagen oben und der Hut lag unten. [...]

[5] Da nun Fritzens Eltern fast alle Hoffnung aufgaben, daß sie selbst je im Stande seyn würden, ihn wieder zur Ordnung zu gewöhnen, und auch leider! wegen vieler andern Geschäfte nicht Zeit genug hatten, sich so viel als nöthig war, mit der Erziehung ihres Sohnes zu beschäftigen, so sahen sie sich nach einem Mann um, dem sie das wichtige Geschäft der Erziehung ihres einzigen Sohnes auftragen könnten, und sie waren so glücklich einen solchen zu finden, der alle ihre Wünsche und Erwartungen übertraf.

Die vorzüglichste Bitte der Eltern an ihn war gleich im Anfange; er möchte doch ihren Sohn, wo möglich, zur Ordnung zu gewöhnen suchen – weil nun Fritz auch erst vierzehn Jahr alt war, so sagte Stahlmann, (dis war der Name des jungen Mannes) habe er noch alle Hoffnung, einen ordentlichen Knaben aus ihm zu ziehen. [...]

[8] Um nun aber seine Aufmerksamkeit auf alle Weise zu reizen, und ihm die große Wissenschaft des Eintheilens und Ordners, die er ihn lehrte, noch angenehmer zu machen, schafte Stahlmann sieben Kupfertafeln an, wovon jede wieder eine Anzahl kleiner Kupfertafeln enthielt, die fast nichts mit einander gemein hatten, als daß sie auf einer Platte abgedruckt waren. Diese kleinen Kupfertafeln stellten allerlei ganz von einander verschiedene Gegenstände dar, die man

nun ohngeachtet ihrer großen Verschiedenheit hier dicht neben einander erblickte.

[9] Ob nun gleich diese Kupfertafeln zu einem andern Behuf gefertigt waren, so glaubte Stahlmann doch, sie könnten auch dazu dienen, seinen Zögling die große Kunst des Eintheilens und Ordners des Vergleichens und Unterscheidens, worauf die ganze Glückseligkeit des vernünftigen Menschen beruhet, dadurch auf eine angenehme und spielende Art zu lehren. [...]

[18] Wir haben also erstlich eine große Grenzlinie gezogen: zwischen

Dem Lebenden und Leblosen

zweitens zwischen

Dem Vernünftigen und Unvernünftigen.

Mensch und Thier.

drittens zwischen

Natur und Kunst

viertens zwischen

lebender Natur und lebloser Natur

lebender Kunst und lebloser Kunst

Bey dem lesenden Knaben, schreibenden Mann, pflügenden Bauer, und das Netz einsenkenden Fischer [19] sehe ich die Kunst in der Ausübung oder im Leben – Das Buch, die Feder, der Pflug, und das Netz sind bloße todte Werkzeuge, deren sich die lebende Kunst bedient; sie gehören also zu der leblosen, jene hingegen zu der lebenden oder thätigen Kunstwelt –

Der Esel, der Hund und das Pferd gehören zu der lebenden, der Baumstamm und der Strauch aber zu der leblosen Naturwelt –

Allein die vor den Pflug gespannten Pferde sind schon gewissermaßen in die Kunstwelt mit hinübergezogen worden, so wie der gepflügte Erdboden.

Man schlage aber den Pflug, und den Tisch und Stuhl in Stücken, so bleibt nichts, als Stein und Eisen übrig, und was

vorher zur Kunstwelt gehörte, gehört nun wieder zur leblosen Naturwelt.

Man sieht also daß die ganze Kunst nur in der Zusammensetzung besteht; denn sobald man das Zusammengesetzte wieder auseinander nimmt, so ist die bloße Natur wieder da. [...]

[Das Schöne und das Nützliche]

[23] Der Anblick der reinen und unverfälschten Natur ist wohlthätig und erquickend – darum ist ein Spatziergang ins freie, aus dem Gewühl der Stadt so angenehm – Man sieht da so viele Dinge, die alle ohne des Menschen Zuthun da sind. Man ergötzt sich an der schönen Gestalt der Aeste und Zweige auf den Bäumen; man findet an dem Anblick eines Blättchens Vergnügen, das vom Winde hin und her bewegt wird. [...]

[24] Es scheint aber, als ob selbst die Natur einen gewissen Unterschied in der Hervorbringung ihrer Werke beobachtet habe, indem sie einige mehr zum Nutzen, und andre mehr zum Vergnügen gebildet zu haben scheint. – An dem was weniger nutzt, hat sie desto mehr Schönheit verschwendet, um uns gleichsam schadlos zu halten. [...]

[25] Die Natur macht also selbst einen Unterschied zwischen dem Schönen und Nützlichen; das Schöne ist gemeiniglich weniger nützlich, und das sehr Nützliche ist gemeiniglich weniger schön.

Diesen Unterschied hat auch der Mensch in den Künsten nachgeahmt, die deswegen in die schönen und nützlichen Künste zerfallen.

Zu den schönen Künsten rechnet man z. B. die Malerei, die Musik, die Bildhauerkunst, u. s. w.

Zu den nützlichen z. B. die Maurerei, das Tuchweben; den Ackerbau, die Viehzucht u. s. w.

Nun kann man aber weit leichter ohne Gemälde und

Statuen, als ohne Obdach, Brodt und Kleider sich behelfen.

Hat man aber Brodt und Kleider und ein festes Obdach, so macht es einem auch Vergnügen, Gemälde und Statuen zu betrachten.

[26] Dies mag noch zur Erklärung dienen vom Unterschiede zwischen dem *Nützlichen und Schönen*.

[138]

Staatsverfassung.

Die vereinigten Kräfte mehrerer Menschen bringen viel Gutes und viel Böses hervor –

Das Böse besteht vorzüglich darinn, daß der einzelne Mensch zu sehr darüber vernachlässiget und vergessen wird, indem man ihn nicht mehr selbst als ein Ganzes, sondern als einen untergeordneten Theil eines größern Ganzen betrachtet, und der einzelne Mensch zu häufig bloß Hand und Fuß seyn muß, da er doch auch der Bestimmung der Natur gemäß, zugleich Kopf seyn, und über sich und die Verhältnisse in der Welt zu denken Freiheit und Gelegenheit haben sollte. –

Bei der Vereinigung mehrerer menschlicher Kräfte zu einem Zweck geht es nun so zu, daß die körperlichen Bewegungen mehrerer Menschen, durch die lenkenden Gedanken eines einzigen eine gewisse Richtung erhalten, wovon sie nicht abweichen dürfen, wenn das Werk, was man hervorbringen will, zu Stande kommen soll –

Diejenigen, welche z. B. einmal zum Herzreichen der Materialien bei Errichtung eines Gebäudes bestimmt sind, müssen immer Materialien zureichen, und dürfen sich nicht einfallen lassen, ihrer thätigen [139] Kraft eine Richtung auf etwas anders zu geben, weil sonst die ganze Sache in Unordnung gerathen würde –

Die jedesmaligen Zuträger der Materialien müssen also, so lange, bis das Gebäude fertig ist, auf jeden andern freywilligen Gebrauch ihrer thätigen Kräfte Verzicht thun –

Dies Verzichtthun ist vorzüglich bei jener Vereinigung mehrerer menschlicher Kräfte nothwendig – und es würde ohne dasselbe nichts von dem großen menschlichen Werke zu Stande gekommen seyn – [...]

[140] Wie ist das möglich, daß der einzelne Mensch seine freie Selbstthätigkeit so aufgibt;

Daß sich alle seine Bewegungen den ganzen Tag über, um kein Warum in seinem eignen Kopfe, sondern um das Warum in dem Kopfe eines andern drehen –

Es würde nicht möglich seyn, wenn den einzelnen Menschen nicht ein Zweck untergeschoben würde, weswegen er eine Zeitlang das Band zwischen Geist und Körper gleichsam zerrißt – indem er jeder seiner Bewegungen nicht durch seinen eignen, sondern durch die Gedanken eines andern ihre Richtung vorschreiben läßt –

Der Zweck, der seiner Denkkraft listiger Weise, untergeschoben wird, ist, es müsse er dieß thun, [141] weil er sonst seine körperlichen Bedürfnisse nicht würde befriedigen, seinen Hunger nicht stillen, seinen Körper nicht bedecken können –

Der listigere und verschlagkere Theil der Menschen hat nemlich Mittel gefunden, dem ehrlichen und gutmüthigern, seine nothwendigen Bedürfnisse auf gewisse Weise zu entreissen und abzuschneiden, um sie ihm nur unter der Bedingung wieder zufließen zu lassen, daß er eine Zeitlang auf die natürliche Verbindung seiner Geistes- und Körperkräfte Verzicht thut – und wie eine bloße Maschine durch die Gedanken eines andern seinen Arm ausstrecken, und seinen Fuß emporheben läßt, wie der Soldat auf das Kommando- wort thun muß –

Ein anders ist, wenn z. B. eine Gesellschaft von Menschen in Verbindung tritt, von denen jeder einzelne mit den übrigen ein großes Haus zu bewohnen wünscht, daß aber durch die Kräfte eines einzigen nie würde hervorgebracht werden können –

Diese Anzahl von Menschen wählen einen unter sich, durch

dessen Gedanken sie ihren Arm nach einer gewissen Richtung ausstrecken, und ihre Füße nach einer gewissen Richtung wollen emporheben lassen –

[142] Hier ist allen der Zweck gemeinschaftlich – allen ist daran gelegen, daß das Haus fertig werde – Einer denkt zwar für alle, aber er denkt für sie nur die Art der Erreichung des Zwecks, nicht den Zweck selber –

Wenn er den Zweck etwa erst für sich allein hatte, so war er genöthigt, etwa vorher eine Rede an die übrigen zu halten, wodurch er seinen Zweck erst in die Köpfe verpflanzen mußte, ehe er nur daran denken durfte, von den Armen und Füßen eines einzigen zur Erreichung seines Endzwecks Gebrauch zu machen –

Hier findet also nichts Gewaltiges, keine Beraubung der natürlichen Freiheit, kein Zerreißen der Verbindung zwischen Gedanken und Bewegung statt – niemand ist hier ganz Maschine –

Jeder bewegt Hand und Fuß, weil er will – das Warum steht in seiner eignen Seele, und nicht in der Denkkraft eines andern –

Nur die Art und Weise wie, und die Richtung, nach welcher er Hand und Fuß, zur Erreichung des gemeinschaftlichen Endzwecks, bewegt, läßt er sich freiwillig durch die Gedanken eines andern vorschreiben –

[143] Denn er hat diesen Gedanken eines andern gleichsam zu seinem eignen Gedanken gewählt –

Denken wir uns nun unter dem Hause die Einrichtung eines Staats, in sofern dieselbe von einem einzigen oder von allen Mitgliedern desselben abhängt – so haben wir den Unterschied zwischen

Monarchie und Republik.

In der Republik müssen von dem denkenden Theile, der sich die Erreichung grosser Endzwecke vorsetzt, erst Reden an

das Volk, oder dessen Repräsentanten gehalten werden, um diesen Endzweck in die Köpfe der einzelnen Mitglieder des Staats zu verpflanzen, ehe diese sich willig finden lassen, durch Vereinigung und Unterordnung ihrer Körper und Geisteskräfte dieselben befördern zu helfen –

Die einzelnen Mitglieder eines wirklich republikanischen Staates wählen sich selbst die Gedanken, durch welche sie gelenkt werden wollen, in ihren Obrigkeiten und Regenten –

In einem monarchischen Staate ist es nicht nöthig, daß Reden an das Volk oder dessen Repräsentanten gehalten werden, um die Endzwecke desjenigen, der sich für alle übrigen zu denken unterfängt, [144] erst in die Köpfe derselben zu verpflanzen, ehe ihre Arme und Füße und selbst ihre untergeordneten Geisteskräfte, zur Beförderung dieser Endzwecke in dem Kopfe eines einzigen gebracht werden – denn alle einzelne Mitglieder eines solchen Staats haben gleichsam einen Bund zusammen gemacht, daß warum aller ihrer Handlungen, Bewegungen in politischer Rücksicht, nicht in ihren eignen Köpfen, sondern in dem Kopf eines einzigen existiren zu lassen; dessen Gedanken sie nicht einmal aus ihrem eignen Mittel zur Lenkung ihrer Kräfte zu gewissen Endzwecken, gewählt, sondern ihn schon in Mutterleibe, da er noch keinen Gedanken gedacht, als den künftigen gewissen Lenker aller ihrer politischen Bewegungen anerkannten – und dieß alles bloß wegen des höchstzufälligen Umstandes, daß derjenige, der ihn zeugte, gerade ein Fürst war, welcher das Glück gehabt hatte, auch wieder von einem Fürsten gezeugt zu werden –

Da nun bei den Menschen nichts zufälliger ist, als die Geburt desselben – so scheint eine ungeheure Menge von Menschen seit undenklichen Zeiten ein Bündniß miteinander gemacht zu haben – [...]

PETER VILLAUME

Practische Logik für junge Leute die nicht studieren wollen

(1787)

[8]

§. 9.

Die Wahrheit ist nicht leicht zu finden. Sie ist aber von der grósten Wichtigkeit, denn der Irrthum ist immer schädlich. Daraus folgt, daß man sich bemühen, und sehr vorsichtig seyn muß, wenn man nach Wahrheit sucht.

Es folgt auch noch daraus, daß man einige Kunst anwenden muß, um die Wahrheit zu finden, und den Irrthum zu meiden.

Diese Kunst wird man in diesem Buche finden. –

Man nennt diese Kunst *die Logik*.

Um diese Kunst recht zu lehren, werde ich alle die Hülfsmittel, wodurch wir Vorstellungen erhalten, untersuchen; ihre Fehler, und wie sie uns in Irrthum verleiten, bemerken; Mittel angeben, diese Fehler und die daraus entstehenden Irrthümer möglichst zu vermeiden; und endlich selbst die Werkzeuge, wodurch wir Vorstellungen erlangen, zu verbessern. [...]

[*Die inneren Sinne*]

[14]

§. 16.

Wir haben auch mehrere innre Sinne.

§. 17.

Erstlich das innre Gefühl, das wir schlechtweg so nennen, wodurch wir unsern Zustand, unsre Gesundheit oder Krankheit, unsre Empfindungen, Ruhe der Seele, Zufriedenheit, Mißvergnügen, Begehren, Zorn, Furcht, und unsre

Vorstellungen gewahr werden. Ich fühle, daß ich denke, daß ich froh bin etc.

§. 18.

Zweitens – das Gefühl, wodurch ich das Schöne und Gute, von dem, was schlecht und unangenehm ist, unterscheide. Das kleinste Kind wird lieber eine Rose, als ein trocknes Blatt haben; es findet also die Rose schöner; es *fühlt* die Schönheit derselben, denn es kann nicht sagen, warum sie ihm gefällt.

Dieses Gefühl wird verschiedentlich genannt, nach der Verschiedenheit der Dinge, die es wahrnimmt.

[15] §. 19.

Es fühlt die Schönheit in den Dingen, als z. B. in einer Rose, in einem Gesicht, in einem Gebäude, in einer Schrift, in einem Zeuge; oder die Schicklichkeit einer Handlung, ob sie lächerlich ist oder nicht. – Dann heißt dieses Gefühl *Geschmack*.

§. 20.

Wenn es das Gute von dem Schädlichen, das Recht von dem Unrecht in den Handlungen des Menschen unterscheidet, dann heißt es *Moralischer Sinn* oder *Moralisches Gefühl*.

Z. B. Ich sehe, daß ein Mensch den andern schlägt, ohne Recht und Ursach dazu zu haben; das ist mir unangenehm; ich fühle, daß diese That unrecht ist.

Ich fühle ganz anders, wenn ich sehe, daß der Vater seinen unartigen Sohn bestraft, daß der Wundarzt einem Kranken Schmerzen verursacht, um ihn zu heilen. – Angenehm ist mir die Sache nicht, aber ich fühle doch, daß sie gut ist.

§. 21.

Ich fühle auch von meinen Handlungen, die ich thun will, oder schon gethan habe, daß sie gut oder schlecht, recht oder unrecht sind. Dieses unterscheidende Gefühl des Rechts und Unrechts heißt das *Gewissen*.

[16] §. 22.

Wenn das Gewissen zukünftige Handlungen unterscheidet, mit Lust für gute Handlungen, und Widerwillen gegen böse vergesellschaftet ist, so daß es zum Gutesthun ermuntert und vom Bösesthum abhält, nennt man es auch – ein *gutes Herz*. [...]

[Die Verstellung]

[232] §. 243.

Zu diesen Hindernissen allen gesellet sich die *Verstellung*. [...] Ich spreche von der reellen Verstellung, welche ein andres Betragen äußert, als das, was die Gesinnungen heischen.

Diese Verstellung ist sehr gemein. Wir bedürfen des Wohlwollens, der Freundschaft Anderer, wir wollen ihre Liebe und Achtung gewinnen, wir suchen uns ihnen auf einer vortheilhaften Seite zu zeigen; und dieses zwingt uns manches ab, daß wir ohnedieß nicht thun würden. Wir verbergen unsre wahre Gesinnungen.

§. 244.

Und zwar ist diese Verstellung nicht immer absichtlich und willkührlich, geschweige denn [233] betrügerisch und böse. So bald der Mensch mit Andern, mit denen er nicht ganz vertraut ist, sie mögen ihm gleichgültig seyn oder nicht; sobald, sage ich, der Mensch mit Andern zusammenkommt, so hat die Gegenwart der Andern auf ihn eine solche Kraft, daß sie ihn einschränkt, manche Gedanken und Triebe bei ihm unterdrückt, manche Aeüßerungen seines Characters, ohne sein Wissen und Wollen, zurückhält. Mit einem Wort – vor Andern ist der Mensch ein anderer, als in der Einsamkeit und mit seinen Vertrauten. Und selbst gegen seine Vertrauten zeigt er sich sehr selten ganz bloß. Dahin zielt die ganze feine Bildung für die Welt; sie lehrt ihn alle Affecten, die etwas widriges oder unbequemes haben

möchten, in seinem Herzen verbergen; sie lehrt jeden Ausbruch der Leidenschaften mildern; sie lehrt gefällige Neigungen äußern, man mag sie wirklich haben, oder nicht; sie lehrt die Stärke der besten Empfindungen mäßigen – Denn selbst Freundschaft und Liebe dürfen den Zwang der eingeführten Anständigkeit nicht abwerfen. Dieser Firniß der Gefälligkeit, des Anstandes und der Mäßigung macht den Umgang mit den Menschen bequemer, schöner und gefälliger, aber unsicherer. Man darf sich auf die Versicherungen der feinen Welt nicht verlassen.

[234] Es ist also schwer, sich der Neigungen der Menschen, und des, was sie thun und lassen werden, zu versichern. Der Freund gefällt mir, seine Liebe erfreut mich, sein Verhalten ist gut, noch hat er mir keine Untreue bewiesen – Allein, wer weiß, ob er derselbe bleiben wird; wer weiß, ob nicht ein anderer ihn mir abwendig machen kann? [...]

Ihr jungen Freunde! für Euch besonders ist diese Lehre. Euer empfindungsvolles Herz, das noch kein Mißtrauen kennt, glüht leicht von dem Feuer der Freundschaft – es öffnet sich geschwind, und verschwendet sein Vertrauen. Dadurch ist mancher unter Euch ins äußerste Elend gestürzt worden. Sehet Euch vor. Nur eine lange und scharfsichtige Beobachtung kann Euch einige Sicherheit geben. [...]

[Kritik des Erzählens und der Geschichtsschreibung]

[268]

§. 267.

Vornemlich mit den Erzählungen hat es seine sonderbare Bewandniß. Wenige Leute haben die Gabe, recht zu sehen, was sie sehen. Dieses hängt zum Theil von den Irrungen der Sinne, des Gedächtnisses, und von dem Mangel an einem treuen Gedächtniß, ab; theils rührt es von den Absichten und den Leidenschaften, die man beim Sehen und Erzählen hat, her. Wenn hundert Menschen ein und dasselbe Schauspiel gesehen haben, kann man sicher darauf rechnen, daß

man hundert verschiedene Erzählungen von Augenzeugen haben wird. [...]

[271]

§. 269.

Einbildung und Leidenschaften tragen das Ihrige bei, der Sache ein andres Ansehen zu geben. Beim Erzählen erhitzt sich die Fantasie und mahlt die Scenen lebhaft aus. Der eine will loben, der andre tadeln; und dadurch setzen sie die Sache in ein neues Licht. Mancher nimmt an der einen oder der andern Partei Theil, erhebt das Betragen und die Vortheile des einen, schwärzt an und verkleinert alles, was den Andern angeht. Wenn Krieg ist, darf man nur die Manifeste und Zeitungen der beiden Parteien lesen, oder zwei Personen ihre Zwistigkeiten erzählen hören, um zu lernen, wie viel die Leidenschaften der Wahrheit schaden.

§. 270.

In der Erzählung sieht die Sache immer etwas anders aus, als in der That. Z. B. man lese den Plan einer Erziehungsanstalt. Es ist ausgemacht, daß der Leser eine weit höhere und angenehme Idee von der Sache daraus nehmen wird, als aus der Anschauung der Anstalt selbst. In der Geschichte sind die Begebenheiten auffallender, als in der That. [...]

[272] Die Geschichte erzählt nur große Begebenheiten, die kleinen läßt sie weg. Sie sagt: *Hier siegte unser Held*. Sie erzählt aber nicht jedesmal, was der Sieg kostete, sie kann uns die Angst, das Blutbad nicht vorstellen; und so denken wir nur Muth, Tapferkeit, Kriegeskunst, Siegesgeschrei – lauter angenehme Bilder. Oftmals verschweigt die Geschichte die Fehler ihres Helden, und machts wie jener Mahler, der seinen Helden, der nur Ein Auge hatte, von der Seite dieses Auges mahlte.

Der Plan sagt die Hauptsachen, den Zweck, die vornehmsten Mittel. Die Schwierigkeiten, den Verdruß, das ganze Detail sagt er nicht. Er sagt, was man *thun will* – und das ist [273] zuweilen etwas andres, als was man thut. So lauert uns die Täuschung überall auf. [...]

[285]

§. 288.

Noch mißlicher ist die eigentliche Geschichte. Kaum kann man die Wahrheit einer ganz simplen Geschichte mit Zuverlässigkeit erfahren, die in unsrer Straße vor einer Stunde geschehen ist. Wie kann man sich versprechen, die Wahrheit einer zusammengesetzten Geschichte zu erfahren. [...]

[288]

§. 290.

Die Geschichtschreiber haben, sowol als die Philosophen, ihre Lieblingsideen – sie haben ihr Interesse, Furcht oder Hoffnung, Liebe oder Haß – nach diesem müssen die Begebenheiten sich bequemen.

Voltaire, wenn man ihm seine Untreue in der Geschichte vorhielt, soll geantwortet haben [289] – *Wenn es nicht so gewesen ist, so hätte es doch so seyn sollen.* Dieser Grundsatz giebt keine wahre Geschichten.

§. 291.

Man kann also die Geschichte nicht mit Vertrauen auf das Zeugniß ihrer Autoren lesen; man muß dabei immer auf Wahrscheinlichkeit sehen, und prüfen, ob die Erzählung glaubwürdig ist.

Was wird das aber helfen? – das Glaubwürdige ist nicht immer wahr. [...]

Manches ist unwahrscheinlich in der Erzählung, und ist doch geschehen. Manches scheint nur unwahrscheinlich, weil einige Umstände ausgelassen sind, die die Sache ins rechte Licht setzen.

Und zuletzt – wir finden unwahrscheinlich, was von unsern Sitten, Gebräuchen und Einrichtungen abgeht. Z.B. viele Könige der alten Zeit waren kaum heutige Dorfjunker. Es war nicht schwer, mit einiger Mannschaft ein Paar derselben zu überwinden. [...]

JOHANN FRIEDRICH ERNST KIRSTEN

Seelenlehre für die Jugend nach den Grundsätzen der Kantischen Philosophie, in dialogischer Form. Zum Gebrauch für die höheren Klassen in Gymnasien und Schulen. Nebst einem Anhang für Leser, die sich bloß von dem unterrichten wollen, was die kritische Philosophie lehrt.

(1800)

[37]

Von der Zeit.

Hegio. Der Raum ist also etwas, was wir bey allen Menschen voraussetzen können, weil er gleichsam eine Eigenschaft der menschlichen Natur ist, und dadurch auch eine nothwendige Eigenschaft aller Dinge außer uns wird, weil wir uns dieselben nur unter dieser Form vorstellen können. Wie kommen aber diese Vorstellungen von Dingen außer uns zu unserm Bewußtseyn? Können wir uns mehrere Dinge, z.B. den Tisch, das Buch, den Ofen, auf einmal vorstellen, oder entstehen nicht vielmehr diese Vorstellungen in einer Folge auf einander in unserm Gemüthe?

Pythias. Wir stellen uns die Gegenstände nach einander vor.

Hegio. Dieses ist der Begriff *der Zeit*. Sie besteht in *einem vor- und nach einander seyn*.

Pythias. Die *Zeit* wird also auch durch eine Einrichtung unsers Gemüths erzeugt?

[38] Hegio. Ohne Zweifel. Dieß bestätigt auch der Sprachgebrauch. Dann sagen wir sey *Zeit* verfllossen, wenn mehrere Vorstellungen und Veränderungen unsers Gemüths auf einander gefolgt sind. Es schlägt jetzt Ein Uhr; wir haben eine Vorstellung davon. Es wird dadurch unser Gemüth verändert. Wir hören hernach die Uhr zwey schlagen. Wir bezie-

hen diese beyden Veränderungen auf einander, und sagen, es sey Zeit verlossen.

Pythias. Die Zeit wird also vom Gemüthe erzeugt. Sie entsteht durch die ursprüngliche Einrichtung unsers Empfindungsvermögens, daß wir alles nur *vor und nach einander*, uns vorstellen können. Es müßte daher auch der Grund, warum wir jetzt Ein Uhr und hernach zwey Uhr schlagen hören, von unserm Gemüthe abhängen. Und dieß kömmt mir sehr unnatürlich vor, davon kann ich mich unmöglich überzeugen.

Hegio. Du mußt einen Unterschied machen zwischen der Zeit überhaupt und zwischen einer *bestimmten Zeit*. Die bestimmte Zeit von Ein bis zwey Uhr, die wir eine Stunde [39] nennen, ist freylich etwas willkührliches, und wird von Dingen außer uns bestimmt; daß es aber Zeit überhaupt giebt, dieß ist eine Folge von der Einrichtung unsers Gemüths, das nur für Vorstellungen *nach einander* Empfänglichkeit hat.

Pythias. Wenn nun aber der Raum und die Zeit von unserm Gemüthe an den Dingen hervorgebracht werden, so haben ja wohl die Dinge an und für sich, wenn wir sie uns nicht vorstellen, eine andere Beschaffenheit?

Hegio. Die Dinge sind nur da, in wie ferne wir sie empfinden. Ein unterirdisches Feuer z.B., von welchem niemand sich eine Vorstellung machte, wäre kein Ding, nicht einmal etwas denkbare. Man kann daher gar nicht von wirklichen Beschaffenheiten der *Dinge an sich* sprechen, weil eigentlich die *Dinge an sich*, Dinge, die sich keine Seele vorstellt, Dinge, von denen kein Auge etwas gesehen, kein Ohr etwas gehöret hat, gar keine Dinge sind.

Pythias. Also wären alle Dinge, z.B. auch der [40] Stuhl, auf dem ich sitze, nur in meiner Vorstellung vorhanden?

Hegio. Das nicht. Wenn ich behaupte dieser Stuhl ist nur vorhanden, wenn ich eine Empfindung davon habe, oder mir ihn vorstelle; so wird dadurch nicht behauptet, daß er nur in meiner Vorstellung vorhanden wäre, daß er gar nichts außer

mir wäre. Es kann gar wohl etwas außer mir seyn, das aber, weil ich auf keine Weise etwas davon empfinde oder denke, *für mich* so viel als = 0 ist. Gesetzt aber auch, die Dinge *an sich* wären als etwas wirkliches außer uns vorhanden, so könnten wir von ihrer Beschaffenheit gar nichts wissen, weil sie nur unter den bestimmten Eigenschaften des Raums und der Zeit uns erscheinen können. Man schreibt deßwegen auch der Seele ein bestimmtes Vermögen zu, die äußern Dinge zu empfinden und uns vorzustellen. Dieses Vermögen heißt die *Sinnlichkeit*, und die sinnlichen Empfindungen nennt man Anschauungen. [...]

[66] *Vom Begriffe eines Objectes,
eines Dinges überhaupt, und seinem Ursprunge.*

Hegio. Warum geben wir diesem schwarzen Körper, den wir in der Anschauung wahrnehmen, eine besondere Benennung?

[67] Pythias. Um ihn von andern Dingen zu unterscheiden.

Hegio. Wie wird er durch das Wort *Ofen*, von andern Körpern unterschieden?

Pythias. Das weiß ich nicht.

Hegio. Was denkst du, wenn ich das Wort *Ofen* ausspreche?

Pythias. Ich denke an den Ofen, an den Körper von dieser bestimmten Größe, Figur und Beschaffenheit, wie ich ihn hier sehe.

Hegio. Warum unterscheiden wir aber diesen Körper von andern, die mit ihm in Verbindung stehen, z.B. von der Wand, mit der er genau zusammenhängt?

Pythias. Der Ofen hat eine andere Gestalt, eine ganz andere Farbe, als die Wand.

Hegio. Wodurch wird also der Ofen zum beson-[68]dern, von allen übrigen unterschiedenen *Dinge*, oder Objecte?

Pythias. Dadurch, daß wir uns seine, von allen übrigen, was wir wahrnehmen, verschiedenen Eigenschaften, denken.

Hegio. Was wird aber erfordert, wenn wir wahrnehmen sollen, daß der Ofen von allen übrigen Anschauungen verschiedene Eigenschaften habe?

Pythias. Wir müssen die Eigenschaften des Ofens mit den übrigen Anschauungen vergleichen.

Hegio. Ist diese Vergleichung ein Werk der bloßen Wahrnehmung?

Pythias. Nein, es wird vielmehr eine besondere Kraft der Seele dazu erfordert.

Hegio. Kann nun wohl in der bloßen Wahrnehmung, bey welcher noch keine Vergleichung des Verschiedenen statt findet, der Ofen, Ofen seyn? Kann er in der bloßen Wahrnehmung ein besonderer Gegenstand seyn?

[69] Pythias. Auf keine Weise.

Hegio. Was wird also zu der bloßen Wahrnehmung des Ofens für ein Merkmal von uns noch hinzugebracht, wenn wir uns den Ofen denken?

Pythias. Das Merkmal des *besondern Dinges oder Gegenstandes*.

Hegio. Das ist außer allen Zweifel. Das Merkmal eines *Dinges* finden wir in keiner Wahrnehmung, da nun aber außer uns lauter Dinge sind, so muß unser *Gemüth* diese Dinge geschaffen haben, so wie es Raum und Zeit außer uns hervorbringt.

Pythias. Ich habe bisher geglaubt, Gott hätte alle Dinge geschaffen; aber auf diese Weise wird ihm diese Ehre von unserm Gemüthe streitig gemacht. Das kann ich doch noch nicht ganz begreifen.

Hegio. Wenn wir erwiesen haben, daß unser Gemüth das Merkmal eines *Dinges* hervor-[70]bringt, und also die Gegenstände (Objecte) außer uns schafft, so kann nur der Widerstreit, in welchem diese Wahrheit mit einem alten Glauben steht, uns veranlassen, die Gründe dieser Wahrheit noch einmal zu prüfen. Finden wir bey wiederholter Prüfung die

Gründe für eine Wahrheit ausreichend, so muß der alte Glaube, der neuen Wahrheit weichen. – Aber hier in diesem Falle, wenn es uns bloß darum zu thun ist, die Ehre Gottes zu retten, haben wir nicht nöthig vor dem Satze: daß unser Gemüth die Objecte in der Sinnenwelt erschafft, zu erschrecken. Denn das Wort *Ding* oder *Object* ist eigentlich nur eine leere Form. Wenn eine Bleykugel entstehen soll, so muß wirkliches Bley in die Form hineingegossen werden. Sollen wirkliche Dinge in der Sinnenwelt vorhanden seyn, so muß etwas wahrgenommen werden, was unser Gemüth als Ding oder Object denkt, ohne etwas außer uns, was nicht von uns abhängig ist, würden keine Dinge da seyn.